



*Billo  
Heinzpeter  
Studer*

## **FAIR- FISH**

*Weil man Fische  
nicht streicheln  
kann*

**rüffer & rub** visionär







*Billo  
Heinzpeter  
Studer*

# **FAIR- FISH**

*Weil man Fische  
nicht streicheln  
kann*

Der Autor und der Verlag bedanken sich für  
die großzügige Unterstützung bei



## ERNST GÖHNER STIFTUNG

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt  
für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre  
2016–2020 unterstützt.

Erste Auflage 2020

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2020 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich  
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Schrift: Filo Pro

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Papier: Cordier spezialweiß, 90 g/m<sup>2</sup>, 1,75



ISBN 978-3-906304-67-0

---

Vorwort   <i>Anne Rüffer</i> .....	6
------------------------------------	---

---

Damit Fische weniger leiden und Fischer nicht auswandern müssen .....	8
Zurück zum Anfang: Von Hühnern zu Fischen .....	18
Faire Fische aus Schweizer Seen .....	30
<i>Exkurs 1 – Richtlinien 2000 fair-fish für die Fischzucht</i> ...	33
<i>Exkurs 2 – Richtlinien 2000 fair-fish für den Fischfang</i> ...	36
<i>Exkurs 3 – Zwischenspiel mit Zierfischen?</i> .....	40
Faire Fische aus Afrika .....	52
<i>Exkurs 4 – fair-fish zu Senegals Fischereipolitik.</i> .....	69
<i>Exkurs 5 – Warum nicht Dosenfisch per Schiff?</i> .....	84
<i>Exkurs 6 – Warum nicht in Europa fair fischen?</i> .....	87
<i>Exkurs 7 – Kampagnen statt Projekte</i> .....	92
Zurück zur Aquakultur: Wann ist es Fischen wohl? .....	116
<i>Exkurs 8 – Tut es den Fischen denn weh?</i> .....	125
<i>Exkurs 9 – Wie fair-fish fast eine Musterfischzucht     bekam.</i> .....	131
Übergabe an die nächste Generation .....	140
Welchen Fisch kann ich noch essen? .....	144

---

<i>Anhang</i> .....	150
Anmerkungen .....	151
Bildnachweis .....	152
Dank .....	153

Anne Rüffer, Verlegerin

---

2. Dezember 2015, Genf. Im voll besetzten »Auditorium Ivan Pictet« hat sich ein hochrangiges Publikum versammelt, um die aktuellen PreisträgerInnen des Alternativen Nobelpreises zu ehren. Selten stimmt die Adresse eines Ortes so unmissverständlich mit den Inhalten der Veranstaltung überein wie an diesem Abend: »Maison de la paix«. Deutschlands Umweltministerin Barbara Hendriks und UN-Generaldirektor Michael Møller eröffnen den Anlass, der unter dem Titel steht: »On the Frontlines and in the Courtrooms: Forging Human Security.«

In der darauf folgenden Diskussion der vier PreisträgerInnen von 2015 fällt auf einmal die Aussage, die mich elektrisiert: »Die UN wurde nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet, um nachfolgende Generationen vor der Geisel des Kriegs zu bewahren. Seither hat es über 170 Konflikte gegeben – und ihr habt die Möglichkeit einer Abschaffung von Kriegen nie diskutiert? Come on, guys, das ist doch unglaublich!« Verlegenes Gelächter und ungläubiges Staunen im Publikum, doch Dr. Gino Strada, Gründer der internationalen Hilfsorganisation »Emergency« weiß nur zu gut, wovon er spricht: Seit den frühen 1990er-Jahren baut er Kliniken in Kriegsregionen und kümmert sich um die zivilen Opfer – 10 % sind KämpferInnen der verschiedenen Kriegsparteien, 90 % ZivilistInnen. Er beendete sein Statement mit der Feststellung: »Nennt mich ruhig einen Utopisten, denn alles ist eine Utopie, bis jemand seine Idee in die Tat umsetzt.«

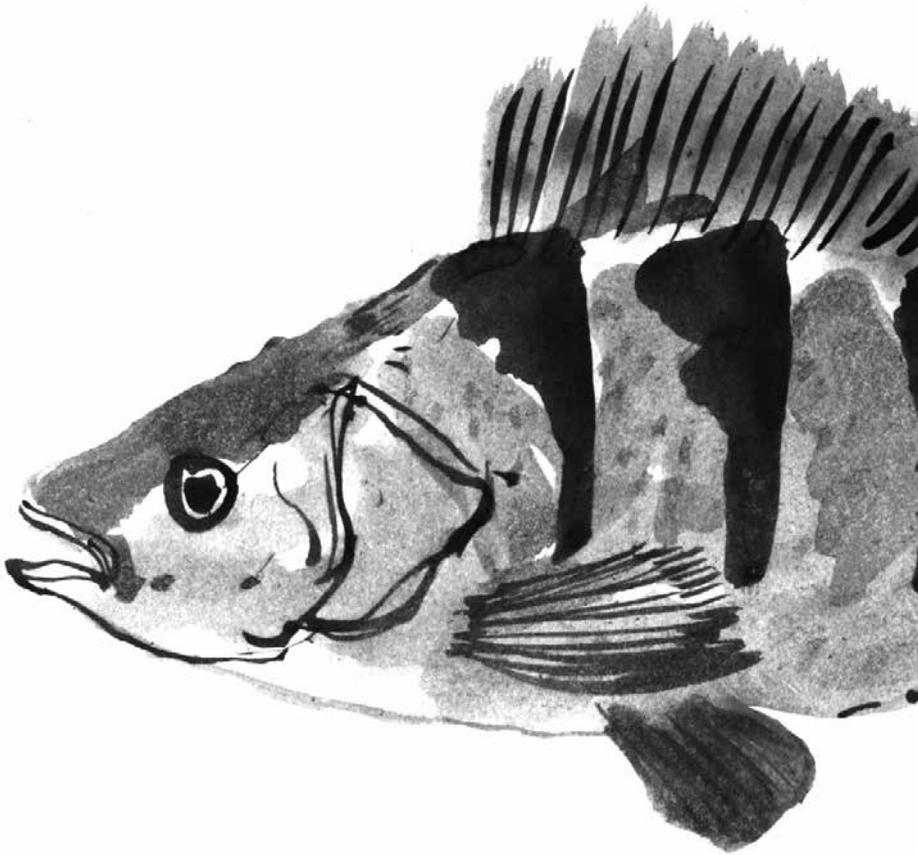
Einer der wohl meistzitierten Sätze der letzten Jahrzehnte lautet: »I have a dream.« Nicht nur Martin Luther King hatte

einen Traum – viele Menschen träumen von einer gerechteren Welt für alle. Und es sind einige darunter – mehr als wir wissen und noch lange nicht genug –, die ihren Traum mit Engagement, Herz und Verstand realisieren. Es sind PionierInnen in ihren Bereichen, man mag sie – wie Gino Strada, Martin Luther King, Mutter Teresa oder Jody Williams – durchaus UtopistInnen nennen. Doch: Jede große Errungenschaft begann mit einer Idee, einer Hoffnung, einer Vision.

Den Funken einer Idee, einer Hoffnung, einer Vision weiterzutragen und damit ein Feuer des persönlichen Engagements zu entzünden, das ist die Absicht, die wir mit unserer Reihe »ruffer&rub visionär« verfolgen. Im Mittelpunkt steht die persönliche Auseinandersetzung der AutorInnen mit ihrem jeweiligen Thema. In packenden Worten berichten sie, wie sie auf die wissenschaftliche, kulturelle oder gesellschaftliche Frage aufmerksam geworden sind, und was sie dazu veranlasste, sich der Suche nach fundierten Antworten und nachhaltigen Lösungen zu verpflichten. Es sind engagierte Texte, die darlegen, was es heißt, eine persönliche Verpflichtung zu entwickeln und zu leben. Ob es sich um politische, gesellschaftliche, wissenschaftliche oder spirituelle Visionen handelt – allen AutorInnen gemeinsam ist die Sehnsucht nach einer besseren Welt und die Bereitschaft, sich mit aller Kraft dafür zu engagieren.

So vielfältig ihre Themen und Aktivitäten auch sein mögen – ihr Handeln geschieht aus der tiefen Überzeugung, dass eine bessere Zukunft auf einem gesunden Planeten für alle möglich ist. Und: Wir sind davon überzeugt, dass jeder und jede von uns durch eigenes Handeln ein Teil der Lösung werden kann.

***Damit Fische weniger  
leiden und Fischer nicht  
auswandern müssen***



Flußbarsch, Egli [*Perca fluviatilis*]  
Profil: [fishethobase.net/db/35](http://fishethobase.net/db/35)

---

Kayar, einer der größten Fischereihäfen Senegals, morgens um fünf Mitte Januar 2005. Ein alter Fischer, der Chef der *Handleiner* [↗], holt mich in der nachtdunklen Medina ab, unafrikanisch eine halbe Stunde vor der gestern vereinbarten Zeit. Hastig schlappt er zwischen den dicht nebeneinanderliegenden *Pirogen* [↗] über den Sand, schaut sich immer wieder nach mir um, treibt mich zur Eile an. Am Strand angekommen, heißt er eine der Gestalten, die wartend um ein Boot versammelt stehen, sein Ölzeug auszuziehen. An seiner Stelle soll ich in die klamme Kluft schlüpfen, an der Boots-kante mit anfassen, hauruck, bis die Piroge vom Strand geschoben ist und schwimmt, und nix wie reinspringen und ab. Banda Diouf, der Capitaine dicht hinter mir, dreht den Motor auf und jagt die faltbootenge Piroge mit Höchstgeschwindigkeit aufs Meer hinaus. Als die hellen Scheinwerfer von Kayars großem Fischerhafen entschwinden, herrscht reine Nacht. Mit wem hock' ich eigentlich im selben Boot?

Ich klammere mich mit beiden Händen an Kanten, verkeile mich mit beiden Füßen gegen Spanten und bin vollauf damit beschäftigt, die heftigen Schläge der Wellen, die das Boot auf und ab und hin und her schütteln und, so fürchte ich, zum Kentern zu bringen drohen, durch ständiges Verlagern meines Gewichts auszugleichen. Bloß nicht rumrutschen! Was tut der Wahnsinnige da vor mir? Stellt sich aufrecht hin und ... pinkelt, tatsächlich, seelenruhig und ohne über Bord zu kippen. Ich bin schon froh, dass mir keine Zeit fürs Frühstück geblieben war; ich weiß ja nicht mal, ob mein Magen seetüchtig ist.

Der Tag bricht an, der Capitaine hinter mir drosselt den Motor, sucht die richtige Stelle über einem Riff, dann wirft sein Kollege vorn im Bug einen Anker aus. Hier liegen wir in hoher Dünung, es schaukelt nicht minder, ich halte mich verkeilt und schaue den drei Jungen zu, die ihre Handleinen auswer-

fen, sie prüfend mit heftpflasterbewehrten Fingern führen und immer wieder einziehen, um die Köder an den Angeln zu ersetzen, Stücke von Fischen von gestern. Selten beißt einer an. »Marée haut«, sagt Banda, der mir gegenüber sitzt, und zuckt die Achseln, als möchte er sich von vornherein entschuldigen: Bei Flut ist nicht gut fischen.

Tatsächlich tut sich auch bei den zwei anderen Fischern wenig. Nur Banda hat heute Glück; an seiner Leine mit acht Haken zappelt hin und wieder ein Fisch. »Tu veux essayer?«, fragt er mich und hält mir seine Leine hin. Ich winke ab. »Erklär mir lieber genau, wie du's machst.« Er lässt die Leine über seinen Finger weggleiten, wartet, wartet, zieht kurz an – »Siehst du?«, sagt er mehr mit den Fingern als mit seiner Stimme. »Bei manchen Fischen musst du die Leine gehen lassen, wenn sie anbeißen, bei anderen hingegen musst du sogleich anziehen, damit sie hängen bleiben.« – »Und woher weißt du, welche Art von Fisch du an der Angel hast?« Er zuckt bloß wegwerfend die Achseln, soll wohl heißen: »Ist doch klar, Mann, ich mach ja nichts anderes seit meiner Kindheit!« Und seit Generationen suchen sie täglich dieselben Plätze auf, kennen ihre Riffe genau, auch wenn sie sich heutzutage mittels GPS versichern, dass sie am rechten Ort angekommen sind.

Mein Hintern schmerzt vom langen Sitzen auf demselben Platz; doch meine Aufmerksamkeit ist meist bei Banda, der etwas Französisch spricht und es gern anwendet, derweil die anderen beiden stumm bleiben. Ich erfahre, dass die drei Cousins seit Jahren zusammen fischen. Ob sie ihre Arbeit lieben? »Travail? Ce n'est même pas un travail de merde!« Nicht mal eine Scheißarbeit sei das, lausig bezahlt, und Fische gebe es ja kaum mehr welche, weil die Spanier, die Japaner und die Koreaner das Meer im großen Stil leer fischen. Oder für sich leer fischen lassen, denke ich und sehe vor mir das Bild auf der kurzen

Überfahrt mit der Fähre von der Insel Gorée zurück nach Dakar vor einem halben Jahr, als ich zum ersten Mal hier war: Bis zum Horizont trieben Tausende tote Fische auf dem Wasser, äußerlich unversehrt und frisch. Als des Rätsels Lösung traf der Blick wenig später auf ein koreanisches Fabrikschiff vor Anker. Hierher verkauften Pirogen ihren Fang, und von hier wurden unzählige Fische weggeworfen, weil sie irgendwelche Kriterien nicht erfüllten. »Mit diesen Fischen könnten doch Tausende ernährt werden«, hatte ich zu unserem Guide gesagt, und nach dessen höflichem Nicken nachgehakt: »Warum lässt eure Regierung das denn zu?« – »Wir sind eben ein armes Land«, meinte er leise, »und wir brauchen unbedingt Devisen ...«

Doch es geht noch schlimmer: Ein halbes Jahr später, bei meinem dritten Aufenthalt im Senegal, erfahre ich, dass besser gestellte Nationen ihre Fischgier sogar devisenfrei zu stillen verstehen. Um Kosten zu sparen, holen Fabrikschiffe aus Südkorea (und wer weiß, woher sonst noch) einheimische Fischer samt deren Pirogen an Bord, fahren entlang Westafrika von Mauretanien bis Angola, ankern vor fischreichen Riffen und schicken die Pirogen aus, die in Senegal und anderen westafrikanischen Ländern freien Zugang zur Fischerei haben, egal, aus welchem Land sie kommen, und egal, wohin sie ihren Fang verkaufen. Jedenfalls bis damals, 2005, war das noch so, denn die traditionellen Fischereirechte waren nicht auf Schiffe aus Europa oder Asien ausgelegt. Und die Pirogenfischer aus dem Norden Senegals hatten nicht damit gerechnet, dass jenes koreanische Fabrikschiff, dem sie vor Angola so reiche Beute gebracht hatten, sie noch einmal zum Riff aussenden würde, um sich dann plötzlich auf und davon zu machen und sie in fernen Gewässern und ohne Lohn zurückzulassen. Allerdings lerne ich auch, dass einheimische Fachleute den Raubbau an den

einst reichen Fischbeständen vor Senegals Küsten nicht mehr nur dem Verschleiss von Fischereirechten an ausländische Industrieflotten anlasten, sondern auch der Befischung durch einheimische Pirogen, deren Zahl zunimmt, weil Menschen dürre werdendes Acker- und Weideland in der Hoffnung verlassen, beim Fischfang wenigstens noch etwas zu verdienen, auch wenn sie dafür weder ausgebildet noch angemessen ausgerüstet sind.

Obendrein, sagt Banda und holt mich aus meinen Gedanken zurück, obendrein sei ihr Job extrem gefährlich; hin und wieder kentere eine Piroge und die Fischer ertränken. »Keine Schwimmwesten?«, frage ich, und gleichzeitig wird mir bewusst, dass ich selber ohne Schutz hier draußen hocke, in voller Kleidung und engem Ölzeug, das ich im Wasser nicht mehr vom Leib brächte ... »Non, pas de gilets de sauvetage«, keiner hat das hier, es fehle schlicht das Geld dazu. Tatsächlich, erfahre ich ein halbes Jahr später – erstaunt darüber, dass ich gleich beim Betreten der alten Fähre nach Foundiougne ermahnt werde, mir eine Schwimmweste anzuziehen –, dass das Tragen dieser Rettungswesten im Senegal tatsächlich bei jeder Fahrt auf dem Wasser Pflicht sei. Was fehlt, sind die Schwimmwesten selbst. Unsere KollegInnen von einer senegalesischen NGO hatten sich darum die Mühe gemacht, die lokale Produktion von Schwimmwesten an die Hand zu nehmen. Nach drei Serien hatten sie allerdings wieder aufgeben müssen, da sich im ganzen Land kein Material für die Schwimmhilfen mehr aufreiben ließ. Stattdessen erbarmte sich China (egal welches; beide beglückten das Land mit Projekten und schielten nach dessen Rohstoffen) und schenkte Senegal Abertausende von Schwimmwesten, die nun zu 5000 hiesigen Franc verkauft werden. Das entspricht fünf einfachen Mittagessen in einem loka-

len Restaurant. Die Fischer aber tragen weiterhin keine dieser *gilets chinois*; vielleicht ist ihnen die Widmung auf der Rückseite nicht ganz geheuer: »Amitié de la République de Chine (Taiwan).« Wie auch immer; eines hat die Schenkung mit Sicherheit bewirkt: Die heimische Produktion der Lebensretter bleibt in weite Ferne gerückt.

Kurz, für Banda mag es weniger beschämend und jedenfalls einfacher gewesen sein, das Abhandensein von Schwimmwesten mit dem landesüblichen Mangel an Geld zu erklären. Ob er denn im letzten Jahr nicht EUR 100 erhalten habe? »Von wem?« – »Nun, in ganz Afrika bekommt Senegal am meisten Entwicklungshilfe, USD 100 pro Kopf und Jahr!« Er stutzt, lacht dann: »Non, jamais vu ça, mir hat noch keiner was gegeben, und ich kenne keinen, der was gekriegt hätte. Aber wenn ich mal Geld hab, hau ich ab. Emigration weißt du?«

»Wohin denn?«

»Italien, Spanien ...«

»Du kommst heute höchstens noch bis Marokko; dort hat Europa einen hohen Zaun aufrichten lassen!«

»Nun, ich werd' mich durchschlagen ...«

»Und wenn: Bei uns ist nicht nur das Klima zu kalt für dich; da wartet keiner auf dich!«

»Ich kenn aber einen, der hat's geschafft und hat jetzt einen tollen Job in Amsterdam!«

»Nun, da hat einer Glück gehabt, einer von Zehntausenden. Aber wo fühlst du dich denn zu Hause?«

»Na, hier, ist doch klar!«

»Warum willst du denn weg?«

»Ich will was andres machen als fischen; keiner von uns Jungen will noch fischen.«

»Was wär denn eine Alternative?«

»Keine, es gibt hier nichts andres.«

»Keine Touristen an diesem schönen Strand hier?«

»Nein, nichts. Ja, doch, es gibt Pläne, alle haben hier schon Pläne, die Franzosen, die Italiener, die Spanier, die Kanadier, die Amerikaner, aber passiert ist noch nichts.«

»Da seid mal froh; wenn die hier loslegen, werdet ihr von Weißen überschwemmt, aber Arbeit kriegt ihr dennoch keine, denn die bringen ihr Personal gleich mit.«

»Sicher nicht; unser Präsident wird schon dafür sorgen, dass wir die Arbeit kriegen, wenn sie dann mal da ist! Aber es tut sich ja nichts ...«

»Habt ihr keinen Austausch mit jungen Fischern in anderen Ländern? Die hätten ja vielleicht Ideen ...«

»Nein, wie denn?«

»Na, per Internet!«

»Hab mal davon gehört; der jetzt in Amsterdam lebt, hat's mir mal kurz gezeigt. Aber wir haben ja nicht mal einen Computer ...«

»Und wenn wir euch einen mitbrächten nächstes Mal und jemand es euch beibringen würde?«

»Mais ça serait super!«

Genug zugeschaut. Ich enthülle den Stock aus rostfreiem Stahl, den wir für unser Projekt hier entwickelt haben. Damit können Fische gleich nach der Entnahme aus dem Wasser rasch und einfach betäubt und getötet werden. Den Fischessenden hier ist das wohl egal; in Europa aber wächst die Zahl jener, die es vorzögen, Fische zu kaufen, die nicht in großen Netzen an Bord geschüttet wurden und qualvoll verenden mussten. Wer täglich für andere Fische fängt, sie sterben sieht und sich in der Stille der Arbeit so seine Gedanken macht, kann etwas Mitleid mit dem Tier schon nachvollziehen, bloß: Wie soll er denn jeden Fisch erlösen, ein ganzes Netz voll, und selbst wenn, der Mehraufwand lohnt sich ja dann doch wieder nicht ... Senegals

Fischer sehen das offenbar anders als ihre Kollegen im Norden; sie verdienen so wenig, dass ein wenig mehr schon viel wäre. Ich führe den Betäubungsschlag auf den Kopf des Fisches vor, drehe den Stock in der Hand um 180 Grad, setze den Kiemenschnitt durch die Schlagader zum Ausbluten. Dann zeige ich auf die Spur, die das mit Schraubgewinde versehene Stockende auf dem Fischkopf hinterließ, dank der sich später leicht kontrollieren lässt, ob der Fisch betäubt worden ist. Banda beobachtet alles aufmerksam, lässt sich den Sinn erklären, versucht es selbst. »Geht ganz gut«, meint er, »und für solche Fische gibt's dann einen höheren Preis?«

»Ja!«

»C'est intéressant, ça; da würden wir uns das mit dem Abhauen vielleicht nochmals überlegen ...«

Ob ich denn noch nicht genug hätte, will Banda wissen. Ich sei nicht hier, um genug zu haben, antworte ich, sondern um ihre Arbeit eins zu eins mitzuerleben. Wie lange sie denn jeweils auf dem Meer blieben?

»Etwa sechs Stunden, je nachdem.«

»Nun, wir sind ja erst zwei Stunden draußen.«

»Mais ce n'est pas la pêche aujourd'hui. Wir sind ja heute nicht zum Fischen ausgefahren, sondern weil du dafür bezahlt hast.«

»Ich habe nicht bezahlt, um ausgefahren zu werden. Ich habe bezahlt, weil ihr sagtet, dass ihr weniger fangen werdet, wenn ich mitfahre, und ihr Zeit braucht für das, was ich euch zeige.«

»Alors, on rentre? Willst du jetzt zurück?«

»Nein, wir gehen zurück, wenn ihr mit dem Fischen fertig seid.«

Neugierig beginnen uns Kollegen von Banda in ihren Pirogen zu umkreisen. Ganz so, als wär hier ein *toubab*, ein Weißer,

an Bord eines Fischerboots eine Rarität. Worte in Wolof, der regionalen Sprache, fliegen hin und her, die ich nicht verstehe; Scherze, offenbar, und eher derbe. »Was sagen die denn?« Banda erklärt, seine Kollegen machten sich darüber lustig, dass er und sein Cousin überhaupt die Angeln auswürfen, heute, da ich ja den ganzen Tag schon finanziert hätte, und einer rufe grad, ich soll sie alle nur auch bezahlen, dann könnten sie nach Hause. Verdammt, das hat sich schnell rumgesprochen! Ich schwöre mir, nie wieder für eine Trainingsfahrt von künftigen Projektteilnehmern zu bezahlen; ich hatte schon gestern ein eigenartiges Gefühl, als ich dem Schnorren des Capitaine nachgegeben hatte.

Nach sechs Stunden habe ich wieder Boden unter den Füßen, doch der Strand schwankt bedenklich unter mir. Ein gutes Zeichen, meint Banda: »Das bedeutet, dass du gar nicht seekrank werden kannst.« Ich möcht' es nicht drauf ankommen lassen, wasche mich und ziehe mir etwas anderes an, bevor ich mich von den jungen Fischern zu ihnen nach Hause führen lasse, durch enge Gassen der Medina, in weite sandige Innenhöfe. Kinder lachen mich neugierig mit großen Augen an, Frauen schauen lächelnd zu Boden, Väter und Onkel, stolz darauf, dass ihre Söhne den Beruf fortführen, heißen mich willkommen wie einen alten Freund, obwohl ich kein Wolof spreche, mit nur einer Frau verheiratet bin (was Männer und Frauen hier so erklärungsbedürftig finden wie wir die Polygamie) und mich nicht nach Mekka verneige (was die meisten hier täglich tun), geschweige denn nach Rom (was sie ersatzweise begrüßen würden). Die Jungen, die mich zu ihnen geführt haben, ziehen sich nach der ersten Begrüßung diskret zurück. Es schickt sich nicht, eine andere Ansicht zu äußern als jene der Älteren, also ziehen sie es vor, abwesend zu sein. Die Väter aber begrüßen mich nicht nur im Innersten ihrer Häuser, sondern im Inners-

ten ihrer Hoffnung. Wie soll ich ihnen erklären, dass es kein Auskommen mehr gibt für alle auf dem Schiff?

Als ich ein halbes Jahr später in Kayar nach Banda frage, ist er nicht mehr da. Er sei nach Spanien gegangen, erfahre ich. Das Geschäft mit »fairen Fischen« kam für ihn zu spät. Seine Kollegen aber zählen immer noch darauf, dass es endlich einmal einen Fairen Handel mit Fischen geben wird.

**Hilft es, wenn ich nur noch Fische aus Entwicklungsländern kaufe?** [*↗ Kapitel »Welchen Fisch kann ich noch essen?«, S. 144*]